

HEINRICH HIRZEL

ANSICHTEN VON ITALIEN NACH NEUERN AUSLÄNDISCHEN REISEBERICHTEN

**X. FRAGMENTE ÜBER APULIEN UND NEAPEL
1823**

CON TRADUZIONE ITALIANA

OPINIONI SULL'ITALIA IN BASE A RELAZIONI DI VIAGGIO NUOVE E STRANIERE

**X. FRAMMENTI SULLA PUGLIA E NAPOLI
1823**

EDIZIONE E TRADUZIONE A CURA DI LAURA A. COLACI

EDIZIONI DIGITALI DEL CISVA 2010

X. FRAGMENTE ÜBER APULIEN UND NEAPEL 1823

1. REISEABENTEUER IN APULIEN UND MIßGESCHICK ZU BRINDISI

Oft schon hatten wir uns geträumt, wie romantisch es sein müßte, unsre Reise durch Italien nach der Weiße der alten Philosophen auszuführen, mit dem Sacke auf dem Rücken und dem weißen Stabe in der Hand. Noch näher lag uns das Beispiel einiger Landschaftsmahler, die Berg und Thal durchstreifend die Schweiz, Italien und besonders die Gegend um Rom und Neapel durchwandert und sich überall nur da aufgehalten hatten, wo ihre Kunst würdige Gegenstände fand; aber keiner hatte noch die lange Reise durch die Ebenen Apuliens versucht. Dürr, wasserlos und fahl, wie sie sind, enthalten sie keine Gegenstände für den Mahler, und nichts kann für die Ermüdung und Gefahr entschädigen, der man in der heißen Jahreszeit ausgesetzt ist. Am Abend und am Morgen hat der Wanderer von ungesunden Nebeln und den Tag hindurch von der brennenden Sonne zu leiden, und nach einer mühseligen Tagereise findet er kärglichen Schutz in der Hütte eines Schafhirten, oder zwischen den vier nackten Wänden eines Fremdenhauses. Eine solche eben nicht sehr reizende Schilderung des Landes machten uns unsre Freunde zu Brindisi, um uns ein auf jeden Fall unkluges Vorhaben auszureden, das mir auch sogleich hätten aufgeben sollen. Mein Reisegefährte läßt sich von der Unmöglichkeit der Ausführung eines solchen Unternehmens nicht überzeugen; er will die Nachtheile und Vorzüge davon selbst kennen lernen, und ist entschlossen, einen Ausflug nach Lecce, der Hauptstadt der Provinz zu wagen; gelingt ihm der Besuch, so gehen wir gemeinschaftlich zu Fuß nach Neapel und Rom, und Gott weiß wohin.

Er ist auf seine abenteuerliche Fahrt ausgewandert in dem bescheidensten Aufzuge, mit dem Habersack auf dem Rücken, dem Säbel an der Seite, einen Horaz in der Tasche, nebst dem unentbehrlichen Zeichnungsbuche und Bleistift. Mit Ungeduld erwarte ich den Ausgang dieses unvorsichtigen Wagstücks.

Aus Langweile, aus Begierde, mich während der Abwesenheit meines Freundes zu zerstreuen, und zugleich meinen Bekannten zu Brindisi meinen Dank für ihre gute Aufnahme zu bezeigen, habe ich eine Unvorsichtigkeit von anderer Art begangen. Ich war auf den Einfall gekommen, den Frauenzimmern

unsrer Bekanntschaft das Vergnügen einer Nachtmusik zu verschaffen, und so die Stadt in Begleitung einer Schaar von Musikanten zu durchziehen. Diese sonst überall in Italien eingeführte Sitte war zu Brindisi nicht sehr gebräuchlich, ohne Zweifel wegen der ungesunden Nachtluft. Ich theilte übrigens meinen Vorsatz Niemanden mit, und befand mich Schlag zwölf Uhr unter den Fenstern meiner Schönen. Die tiefste Stille herrschte in die Stadt, alles schlief oder sollte schlafen. Der erste Bogenstrich meines Orchesters brachte eine gute Wirkung hervor: die Fagotte, die Clarinetten, die Hörner, das Tambourin verstärkten die Harmonie, und das erstaunte Echo hallte willig die letzten Tacte unsrer Symphonie zurück. Man erwacht; die Fenster und die Jalousieladen öffnen sich zur Hälfte; Lichter erscheinen, und beleuchten die Reize, die durch das kunstlose Nachtgewand nur noch anziehender werden. Ich versuche es nun mit einem von den melodischen Schifferliedchen, das diese Damen mich früher gelehrt hatten. Man klatscht Beifall, man wirft von allen Seiten Blumensträuße herab, um mir für die überraschende Huldigung zu danken. Ich ziehe weiter und wiederhohle dasselbe Ständchen vor den Fenstern aller unsrer Bekannten; beinahe die ganze Nacht verstreicht unter der angenehmen Beschäftigung, und ich bemerke die Unvorsichtigkeit, die ich begangen, erst beim Nachhausegehen, wo ich von eiskalter Feuchtigkeit durchdrungen einen Schauer empfand, welcher der Vorbote eines heftigen Fiebers war. Der Anfall war wirklich sehr bedeutend und so, daß ich am folgenden Morgen nicht aufstehen konnte. Ich war bei unsern Freunden zum Frühstück eingeladen; einer von ihnen eilt herbei und findet mich in einem kläglichen Zustande. Der fröhliche Kreis meiner Bekannten wird darüber unruhig, und sie besuchen mich: die Damen schicken mich Bänder, um den Kopf damit zusammen zu schnüren, was ein bewährtes Mittel gegen das Fieber sein soll, vom Arzte aber für unzureichend befunden wird. Meine Freunde erzeigen mir alle mögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit, und einer von ihnen verläßt mein Bette nicht.

Ein Unglück kommt selten allein. Der Gouverneur von Brindisi übermacht mir einen Brief, der ihm meldet, daß mein Reisegefährte krank, entfernt von aller Hülse und außer Stand, seine Reise fortzusetzen, in einer Bauerhütte gefunden worden sei, auf der entgegengesetzten Seite von der Straße nach Lecce, und daß man ihn vorläufig in die Wohnung eines Küstenwächters gebracht habe. Es war

dringende Nothwendigkeit, ihn abholen zu lassen; einer meiner Freunde nimmt das Geschäft auf sich, und sendet auf der Stelle einen Eilboten mit einem Pferde in Ermangelung eines Wagens, der nicht so schnell herbeigeschafft werden konnte.

Diese verdrießliche Nachricht verschlimmerte mein Fieber, und erst nach einem Monate befand ich mich nebst meinem zurück gebrachten Reisegefährten außer aller Gefahr. Ich theile hier sein Tagebuch mit, ein Gemälde der Mühseligkeiten, die er zu überstehen hatte.

„Am 6. September weckte mich der Bediente mit Anbruch des Tages; ich ruhte noch einen Augenblick, denn ich war eben nicht aufgelegt zur Abreise; endlich raffte ich mich auf, erinnerte mich an meine Vorsätze, kleidete mich an, und nahm Abschied von meinem Reisegefährten. Ich zog aus und wollte wirklich nach Lecce zu wandern; aber beim Herausgehen aus der Stadt befand ich mich auf der Straße nach Barletta. Ich schloß daraus, mein Schicksal wolle, daß ich nicht nach Lecce gehe, und ich folgte seinem Winke. Die ersten Miglien geht es ganz leicht; ich eile vorwärts; allein die Sonne fängt an zu brennen, das Land ist von Bäumen entblößt, und ich befinde mich auf großen unbewohnten Ebenen; ich wünsche zu trinken, und finde kein Bächlein; meine Füße fangen an, mich zu schmerzen; mein Sack wird schwer; ich fühle Magenweh; es vermehrt sich, mein Kopf ist ganz eingenommen: o wie wohl thäte mir ein Schluck Wasser! .. Dort an der Straße sind weiße Häuser, gewiß finde ich dort Erfrischungen: hurtig darauf los gegangen!

Die Thüre ist mit schlafenden Ziegen versperrt; ein weiter Hof ist voll von denselben. Ich dränge mich jedoch hindurch, und die Hunde selbst schlafen ruhig mitten in der Herde. Dort regt sich etwas; es ist ein armer Hirt, der in diesen Mauern wohnt. Ich bat ihn um Wasser, er rief seine Frau, und schickte mich mit ihr zu einem Bodbrunnen, aus dem sie mit halb zerbrochenen Krüge ein wenig frisches Wasser schöpfte, das ich mit Behagen einschlürfte. Ich nehme Abschied und versuche beim Weggehn, ein wenig Brod zu essen; allein es widersteht mir. ... Nun also vorwärts!

Ich wandre wieder einige Miglien und kann es vor Müdigkeit und Hitze nicht länger aushalten. Ich sehe einen Feigenbaum mitten auf der Haide und gehe auf ihn zu; die Feigen sind nicht reif, aber frisch; ich esse ein Paar davon, und will

mich dann zwischen Strauchwerk in den Schatten legen ... Eine lange schwarze Natter zischt durch das grüne Laub; ich muß also weiter wandern.

Noch ein paar Miglien vorwärts; es wird mir übel vor Durst. Ich gehe in ein Haus und trinke begierig, das frische Wasser bringt mich wieder zurechte. Umsonst versuche ich zu essen; so will ich denn im Schatten dieser Mauer schlafen. Kaum fing ich an zu schlummern, so weckten mich zudringliche Hirten mit dummen Fragen. Ich fasse Muth und wandre bis gegen elf Uhr. Ein alter Stall, der nur noch den Herden zum Aufenthalte dient, muß mein Ruheplatz während der Mittagshitze werden. Umsonst versuche ich noch einmal, Brod zu essen; nur einige Feigen kann ich hinunter würgen. Ich krieche unter ein kühles Gewölbe, und schlafe auf der Streu mit meinem Habersack unter dem Kopfe.

Vier Stunden sind verschlossen; ich lade mein Bündel wieder auf, und mache mich auf den Weg. Meine Blicke schweifen auf der kahlen offenen Ebene umher, und nehmen keine Wohnung wahr: das sind sie ja, die verwünschten Ebenen von Apulien. Ich wandre und setze mich alle Augenblicke wieder; kaum kann ich noch stehen, und triefe vom Schweiß. Indessen überzieht sich der Himmel mit Wolken, sie drängen sich zusammen, es wird kühler. Ich ruhe noch einmahl aus; allein schwere Regentropfen verkünden ein Gewitter; ich sehe kein Dorf und nur ein einziges weißes Haus, es ist sehr entfernt, aber es gibt keinen andern Zufluchtsort. Vorwärts! Muth gefaßt! Schon zerreißen Blitze die Wolken, der Donner hallt drohender, der Regen verstärkt sich; endlich komme ich zu dem Hause.

Nur Weiber sind daheim; sie haben mich von der Dachrinne bemerkt. Ich will hinaufsteigen, weil wir einander nicht verstehen können; die Treppen sind mit Reisigbündeln versperrt, endlich gelange ich in das Zimmer. Ich verlange für Bezahlung Schutz gegen das Ungewitter. Man ruft den Männern; ich sage ihnen, wer ich sei, und schildere ihnen so lebhaft als möglich meine peinliche Lage; um sie zu beruhigen, gebe ich meinen Säbel ab, und meine Aufnahme wird bewilligt. Da sitze ich nun bei einem großen Feuer, wo ich mich trockne und erwärme; denn der Frost schauert mir schon durch alle Adern. Die ganze Haushaltung stellt sich um mich herum; man legt mir Fragen vor und forscht mir aus; ich zeige alle meine Papiere, man kehrt sie um und wieder um, man erkennt das Siegel dal di Napoli (dal Re di Napoli); die Gesichter erheitern sich, die Unruhe

scheint zu verschwinden. Man biete mir ein Nachtessen an; ich will es aber selbst besorgen. Ich verlange eine Schüssel, und schneide ein großes Stück Brod ab, das meiner Meinung nach kaum hinreicht, meinen Hunger zu stillen, ein wenig Oel, Salz und kochendes Wasser, so ist meine Suppe fertig. Unterdessen betrachtet man mein silbernes Besteck, mein Messer, man thut tausend Fragen an mich, und meine Antworten erwecken großes Gelächter bei der Gesellschaft. Kaum hatte ich ein Paar Bissen verschluckt, so war ich satt, und konnte meinen von Schlaf und Ermüdung schweren Kopf nicht mehr aufrecht erhalten. Die Nacht war hereingebrochen und man führte mich in eine Scheune, wo die Männer schliefen. Dort machte man mir mit gastfreundlicher Sorgfalt ein gutes Bette aus Mänteln, man deckte mich ordentlich zu, und ich schlief bis an den folgenden Morgen.

Den 7. September. Es war Tag geworden; jedermann war aufgestanden, man klopfte mir auf die Schulter, um mich zu wecken, und kaum hatte ich die Augen aufgemacht, als ein neuer Ankömmling mich auszuforschen begann. Ich machte ihm aber kein freundliches Gesicht und legte mich wieder zur Ruhe. Man ließ mich noch ein wenig schlafen. Bei meinem Erwachen waren alle Bewohner des Hauses um mich versammelt, und schwatzten mit so geläufigen Zungen, daß ich aufstehen mußte, weil an Ruhe nicht mehr zu denken war. Derselbe Mann, den ich für einen Soldaten erkannte, bot mir seine Dienste an, da er meine Ermattung wahrnahm; er sagte, er habe sich die Freiheit genommen, aus meiner schönen Pfeife zu rauchen, und ich antwortete ihm, daß er wohl daran gethan habe: er bot mir von seinem Tabak an; allein ich hatte nicht einmal den Muth zu rauchen. Er forderte meinen Paß ab, setzte seine Brille auf, und brauchte eine gute Viertelstunde Zeit, ihn zu lesen. Der Paß ist in Corfu verfertigt worden, sprach er endlich, für den Schiffsherrn, für einen gewissen Mahler Castellan, und für Euch. Was ist aus Eurem Reisegefährten geworden? Warum seid Ihr allein hier? Wo ist Euer Paß vom Gouverneur von Brindisi? Ich wußte nicht, gab ich zur Antwort, daß ich einen Paß von diesem Herrn nöthig hätte, und darum nahm ich auch keinen; eben so beantwortete ich seine übrigen Fragen. Der Invalide erwiderte: Ihr könnt mit Eurem alten Passe nicht durch das Land reisen, und müßt nach Brindisi schreiben, um Euch einen andern zu verschaffen. Unterdessen fügte er hinzu, könnt Ihr in meinen Thurm kommen; Ihr werdet da ein gutes Bett finden.

Ihr seid so ermüdet, daß Ihr Eure Reise zu Fuß nicht fortsetzen könnt; Ihr sollt ausruhen, gute Früchte essen und guten Wein trinken. Mit Freuden will ich für Euch thun, was ich kann; denn Eure Lage erregt meine Theilnahme. Ich bin zu Marseille und zu Toulon gewesen, und liebe die Franzosen. Wir wollen Eure Sachen zusammenpacken und abziehen; es ist nicht weit hin bis zu meiner Wohnung.

Ich nahm mein weniges Gepäck, und er belud sich mit meinem Säbel, den er mit einer Art von Bewunderung betrachtete. Ich wollte mein Nachtlager bezahlen, er ließ es aber nicht zu, und wir gingen weg. Wir hatten nur eine halbe Stunde weit bis zu seinem Thurm zu gehen. Wir traten in seinen Garten, er lud mich zum Sitzen ein, suchte eine reife Wassermelone aus, schnitt sie an, und ich aß die Hälfte davon mit Vergnügen. Ich wußte noch nicht, was er mit seinem Thurme meinte. Einige Bäume, die auf einem Hügel standen, verdeckten mir derselben; endlich kommen wir an, und ich erblicke wirklich einen großen alten Thurm, von Quadersteinen gebaut, mit Schießscharten oben auf der Zinne. Er ruht auf einem viereckigen Unterbau; die Thüre befindet sich etwa fünf und zwanzig Fuß hoch vom Boden; eine steinerne, von der Mauer abgesonderte Treppe führt zu derselben über eine Zugbrücke. Im Innern befinden sich Schießgewehre und auf der Zinne oben steht eine Kanone. Die Meereswellen schlagen an den Fuß des Thurmes, der im Winkel einer Bucht steht, wo die Schiffe vor jedem Ueberfall gesichert sind.

Die Küsten des Adriatischen und Ionischen Meeres sind mit solchen Thürmen bedeckt. Mehrere dieser Gebäude sind antik, die andern sind zum Schutze gegen die Ueberfälle der Türken und Barbaresken gebaut worden, welche öfters diese Küsten beunruhigten. Man unterhält in denselben Soldaten, und sogar die Landbewohner finden darin Waffen zu ihrer Vertheidigung. Die Thürme stehen ziemlich nahe bei einander, und beim Anblick eines feindlichen Schiffes wird eine Kanone nach der andern auf der ganzen Linie gelöst. Die Truppen greifen allenthalben zu den Waffen, und sind bereit, sich auf den bedrohten Punkt hin zu verfügen.

Man erzählt Beispiele von Tapferkeit und Geistesgegenwart, die diesen Küstenwächtern Ehre machen: einer von ihnen wehrte sich auf eine sehr sinnreiche Weise. Nachdem er sein Pulver beinahe völlig verschossen hatte, sich

von den Feinden immer mehr gedrängt und auf dem Punkte sah, der großen Anzahl unterliegen zu müssen, kam er auf den Einfall, Bienenkörbe auf sie herabzuwerfen, die oben auf der Zinne des Thurmes standen. Dieses geflügelte Heer, das die Belagerer nicht erwarteten, und von dem sie in einem Augenblick angegriffen und bedeckt wurden, setzte sie in solchen Schrecken, und machte ihnen so heftige Schmerzen, daß sie gezwungen wurden, ihre Belagerung aufzuheben, und um ihrer Feinde los zu werden, sich ins Meer stürzten, wo der Küstenwächter leicht auf sie zielen und eine große Menge erlegen konnte, ehe sie ihre Schiffe erreicht hatten.

So wie ich in den Thurm eingeführt war, wo ich mich ganz gut befand, hoffte ich, mich leicht von meiner Ermattung zu erholen, und dann meine Reise fortzusetzen. Der Küstenwächter beredete mich, an den Gouverneur von Brindisi zu schreiben, um einen andern Paß zu verlangen, der mir unentbehrlich war; er schrieb auch selbst. Der Eilbote reiste ab, ich legte mich nieder und schlief fast den ganzen Abend, die Nacht hindurch und Morgens bis um drei Uhr.

Den 8. September. Der Küstenwächter übergab mir einen Brief und stellte mir einen Mann von Brindisi vor, der mich abholen wollte, und ein gutes Pferd mit sich brachte. Der Brief, den ich erhielt, bezeugte die größte Unruhe über meine Gesundheit und diejenige meines Reisegefährten, der ebenfalls das Fieber hatte, und lud mich ein, auf der Stelle zurückzukehren.

Zum Danke für die Verpflegung von meinem Wirthe überließ ich ihm den Säbel, den er so sehr bewundert hatte; er konnte eine solche Freigebigkeit kaum begreifen, und bat mich um ein Beglaubigungsschreiben, das ihm das Eigenthum desselben zusicherte, und bezeugte, daß ich ihm denselben wirklich geschenkt habe. Mit Thränen umarmte er mich. Ich bin also gewiß, sprach er, einen Freund in der Welt zu haben. Herr Stanislaus, vergessen sie mich nicht! Ich versprach es ihm noch einmahl und begab mich auf den Weg.

Wir ritten bis zu Sonnenuntergang, und da ich anfang, die Kälte zu empfinden, so fragte ich meinen Führer, wo wir ein Haus finden würden, um zu übernachten. Er führte mich zu einem kleinen Gehöfte, wo ich schon einmal mich erfrischt hatte; man erkannte mich wieder, und nahm mich auf. Ich legte mich nieder, brachte aber eine sehr schlimme Nacht zu. Mit Ungeduld wartete

ich, bis die Sonne warm genug schien, daß ich meine Reise nach Brindisi fortsetzen konnte, wo ich am folgenden Tage anlangte.”

2. DAS SCHLACHTFELD VON CANNÄ, UND DAS TAVOLIERE DELLA PUGLIA

Die Gegend, in welcher der Stolz des Römervolkes auf das schrecklichste gedemüthigt wurde, heißt heut zu Tage noch *campo di sangue* (das Blufeld)! Wir wollen es nicht unternehmen, die Stellungen der Heere zu errathen, noch aus der Beschaffenheit des Bodens die Ursachen der römischen Niederlage zu entwickeln; wir fragen uns einzig beim Anblicke dieser Gegend, die außer ihrem Nahmen nichts Merkwürdiges hat, warum die Muse der Geschichte bei den glänzenden Schilderungen von blutigen Thaten und gewaltsamen Veränderungen lieber verweilt, als bei der ruhigen Betrachtung der Tugenden und Künste des Friedens, gerade so wie Dante in seinem Gemählde von der Hölle in erhabenen Versen spricht, mit welchen verglichen diejenigen, die den Aufenthalt der Seligen schildern, schwach und farblos erscheinen. Um auf die Menschen zu wirken, muß man also heftige Leidenschaften und grausame Handlungen ins Spiel bringen: man muß Beängstigung, Gefahr und Schrecken herbeiführen, um sie aufzuregen, und immer werden sie geneigt sein, die Vorstellung eines Schäferspiels zu verlassen, um sich nach einem Trauerspiele hinzudrängen. Doch scheint es, als ob dasjenige, welches vormahls in der Ebene con Cannä aufgeführt wurde, diesen Ort für immer in eine mit Gräbern bedeckte Wüste verwandelt habe. Der ganze Raum ist leer; Städte und Dörfer sind darin dünn gesäet; Trümmer erheben sich hier und dort. Jene Städte enthielten ehemals eine zahlreiche Bevölkerung, die nicht mehr vorhanden ist. Das Land war mit Bäumen, Gärten und angebautem Boden bedeckt; jetzt ist es nackt, unfruchtbar, und nur noch magere Weiden finden sich darin, auf denen Thiere mit ihren rohen Führern herumirren; es wird sogar von den Reisenden gefürchtet, die sich in bewaffnete Reisegesellschaften vereinigen. Bei unsrer Abfahrt von Barletta wurden wir, was uns noch nie begegnete, von mehreren Wagen begleitet, die in Gemeinschaft mit dem unsrigen bis zum Eintritt in die Provinz Lucera fahren mußten.

Nachdem wir das Atlantische Meer rechts liegen gelassen, um es nie wieder zu sehen, fuhren wir auf eine Brücke über den Ofanto, den ehemaligen *Aufidus*, der an dem Unglückstage bei Cannä so viele Leichname mit sich fortwälzte. Er entspringt in der Provinz Matera, im Gebiete von Torella. So wenig beträchtlich er in seinem langen Laufe ist, so schwellt ihn doch der Regen auf eine furchtbare

Weise an, so daß er besonders gegen seine Mündung hin das Land überschwemmt. Vormahls war er schiffbar bis nach Canosa, einer zu Strabos Zeiten berühmten Handelsstadt.

Jenseit des Flusses kamen wir in die unermessliche Ebene hinein, wo das Auge, so weit es reicht, nicht einen einzigen Baum entdeckt. Wir hatten keinen andern Zeitvertreib, als die Züge der zahlreichen Herden, die auf diesem unfruchtbaren Boden unabsehbar zerstreut sind. Vom Morgen bis zum Abend wiederhallte die Luft von dem Bellen der Hunde, dem Geschrei der Hirten, und dem Tone der Hörner, die einander zuriefen, und die Herden um ihre Hirten sammelten.

Man kommt durch einige armselige Flecken und Dörfer, wie San Cascano, Latomba, Cirignola, an welchem letzten Orte wir ein trauriges Mittagsessen fanden. Zwischen Cirignola und La Stornara fährt man quer über die beiden Abtheilungen des *Tratturo dello peccore* (des Schafherdenzuges), die von Foggia, der Hauptstadt der Provinz, die eine auf Ascoli, die andere auf Canosa zugehen. Sehr spät langten wir zu Ordonà an, einer Herberge mit einigen Hütten umgeben, wo man uns nur Binsen zum Nachtlager verschaffen konnte. Da man uns von dem gänzlichen Mangel dieses Orts an allen Lebensbedürfnissen zum Voraus benachrichtigt hatte, so hatten wir Lebensmittel mit uns gebracht, die man sich dort unmöglich hätte verschaffen können.

Hier ist der Ort von dem *Tavoliere della Puglia* (dem Schachbret von Apulien) zu sprechen, das wir dem größten Theile nach durchzogen haben. Diesen Nahmen führt das Land zwischen dem adriatischen Meere und dem Appennin; es dehnt sich von Civitarè bis nach Andria aus, auf siebenzig Miglien in die Länge und dreißig in die Breite. Diese ungeheure Ebene ist eine einzige Weide, die von einem nomadischen Volke besucht wird, das allmählig alle Theile derselben abnutzt. Sie könnte indessen eine weit größere Anzahl von Ackerbauern ernähren, als die Thiere verträgt, wenn nicht die Regierung, welche dabei einen sichern Geldertrag findet das Hirtenwesen begünstigte, so daß es ungeachtet der beständigen Klagen der Freunde des Ackerbaues die Oberhand behielt.

Die reizenden Vorstellungen, die man sich von einem Hirtenvolke macht, und die Gemählde, die wir in den Idyllen eines Theokrit, Virgil und Geßner finden, müßten uns nur ein falsches Bild von dem Zustande der alten und neuen

Völker geben, die Hirten waren, oder es noch sind. Es scheint unmöglich, daß jenes Ideal jemahls verwirklicht werden und eine Nation den nomadischen Zustand mit den Vorzügen der Gesittung vereinigen könne. Zum Beweise dafür dienen Apulien in Italien und Estremadura in Spanien, Gegenden, die eben so verlassen und öde als ihre Bewohner arm und unglücklich sind, weil man in denselben einen Zustand beibehalten will, der mit aller gesellschaftlichen Ordnung im Widerspruche steht, wobei die Regierung einen einstweiligen Gewinn findet, der die wahre Quelle ihres Reichthums, eine zahlreiche Bevölkerung, nicht aufkommen läßt.

Die Vertheidiger des Hirtensystems werfen ein, daß es sehr alt sei, und bis in die Römerzeit hinaufreiche. Dieß muß man zugeben; allein es ist die Folge der durch Kriege veranlaßten Entvölkerung, und wenn ein Land zu Grunde gerichtet, die Städte zerstört, und die Einwohner ihrer Heimath entführt sind, so kann dieses unglückliche, verödete Land in der That nur noch herumziehenden Hütten zum Aufenthalte dienen; allein sobald die Spuren des ehemahligen Unglücks verwischt sind, so bevölkert es sich von Neuem. Die Hirten selbst lassen sich haushäblich nieder, sobald sie aufgemuntert werden; sie errichten feste Wohnungen, bauen das Land, und beginnen von Neuem, alle Wohlthaten der Gesittung zu genießen.

Allerdings mußten die Gebirgsgegenden von Abruzzo, die im Sommer vortreffliche Weiden darbieten, und die Ebenen von Apulien, deren Temperatur im Winter sehr milde ist, die Ausbreitung der Herden sehr begünstigen, weil sie je nach der Jahreszeit von einem Orte nach dem andern ziehen konnten. Varro ist der älteste Schriftsteller, der diese Sitte erwähnt, und zu seiner Zeit bezahlte der Durchgang des Viehes von Samnium in Apulien eine Abgabe an die Republik und an die Zöllner, welche zu Sepino und Bojano wohnten; diese hatten das Recht, denen daß Vieh wegzunehmen, welche sich von diesem Zoll frei machten.

Beim Einbruche der barbarischen Völker, welche die römische Herrschaft in Italien zerstörten, und diese Provinzen in kleine Fürstenthümer vertheilten, war ohne Zweifel der Durchzug der Herden unterbrochen; allein als die normännischen Fürsten die ganze Gegend in ihre Gewalt brachten, so vereinigten sie die Ebenen von Apulien mit den königlichen Kammergütern und die

Bewohner der Abruzzen und der Mark Ancona nahmen wieder die Gewohnheit an, ihre Herden im Winter dahin zu führen.

Der König Roger unterdrückte einige Mißbräuche, und that den Plackereien der Beamten Einhalt, welche über die öffentlichen Viehweiden gesetzt waren. Im Jahre 1254 trugen diese Weiden dem Staatsschatze 5200 Unzen oder 62400 Francs ein. Man findet in den Archiven, daß man im Jahre 1327 zwei Goldgulden bloße Eingangsgebühr für die Einführung von hundert fremden Schafen in das Königsreich bezahlte. Der König Ladislaus, der alles verkaufte, veräußerte auch den größten Theil der Staatsgüter in Apulien und legte im Jahr 1411 einen Zoll auf alles in den verschiedenen Provinzen weidende Vieh, mit Ausnahme von Calabrien. Diese Abgabe betrug zwanzig Ducaten für hundert Ochsen und zwei Ducaten für eben so viele Schafe. Ungern ertrug das Volk diese drückende Abgabe und erhielt im Jahre 1443 die Aufhebung derselben; allein im folgenden Jahre beschäftigte sich Alphons I. mit der Einrichtung des Hirtensystems; er vermehrte den Umfang der dem Staate zugehörenden Weideplätze; er maßte sich sogar das Recht an, für den Augenblick diejenigen dazu zu schlagen, welche den Baronen, der Kirche und verschiedenen Particularen gehörten, wenn der Zusammenfluß der fremden Herden zahlreicher als gewöhnlich werden und die königlichen Triften nicht zureichen sollten. Endlich bildete er das, was man das *Tavoliere della Puglia* nennt, und theilte es im allgemeine und besondere *Locazioni* (Verpachtungen) ein. Jede Verpachtung wurde hinwieder in eine gewisse Anzahl *poste stabili* eingetheilt, eine Art von Gehegen, die man auch *siti* oder *ovili* nennt, mit den dazu gehörigen Triften in *terra salda*, d.h. Boden, der niemahls gepflügt worden ist, und dessen Gras sehr geschätzt wird. Man umgibt sie mit einem Zaune von *Ferole*, einer fenchelartigen Pflanze; denn in diesen Einöden gibt es nicht einmahl Sträuche. Man bedeckt den Boden mit einer Lage von trockenem Schafmist, der so hart geschlagen wird, daß er einen festen, trockenen Estrich bildet. Die Herden haben keinen andern Stall, selbst in der Nacht und bei Kälte und Regenwetter nicht. Dieses hat zur Folge, daß in strengen Wintern vorzüglich die Hammel darauf gehen; die Schafe verlieren ihre Milch und ihre Lämmer, dieß geschieht aber selten. Ueberdieß hat man zwischen Apulien und den Bergen einige Herbstweiden aufbehalten, die

riposi (Ruheplätze) heißen, damit die Thiere sich dort vermehren und ausruhen können, bis man sie in die Winterweiden vertheilt.

Alphons führte ebenfalls drei breite Wege ein, um das Hin- und Herziehen der fremden Herden zu erleichtern. Man bezeichnet sie mit dem Namen *Tratturi*. Ursprünglich entzogen sie dem Ackerbau allenthalben, wo sie durchgingen, einen ungeheuern Raum; denn die Herden mußten währen der Reise ihr Futter finden. Man beschränkte dieselben seitdem auf die Breite von sechzig neapolitanischen Schritten oder ungefähr dreihundert Fuß. Alphons errichtete mehrere Beamten, unter andern die Stelle eines Zollaufsehers, der das *Tavoliere* in allen Richtungen durchreisen, und die Zeit der Märkte bestimmen mußte. Endlich bewilligte er den fremden Käufern viele Erleichterungen und Vortheile. Die Abgaben, welche die Regierung von dieser Einrichtung des Hirtenwesens bezog, waren sehr beträchtlich. Für hundert Hämmel bezahlte man acht venetianische Thaler, für hundert Kühe oder Stuten fünf und zwanzig Thaler. Diese Abgabe wurde im Mai bezahlt, wenn die Herden aus der Ebene von Apulien abzogen und der Markt zu Foggia vorbei war. Dieser Markt zog Käufer aus Umbrien, der Romagna und selbst aus Toscana herbei, die auf demselben Schafe einkauften. Allein der Mangel an Ordnung und Sicherheit im Lande war so groß, daß diese Kaufleute eine Bedeckung und den besondern Schutz der Regierung nöthig hatten, um sich dahin zu begeben.

Indessen verschlangen die Weideplätze die besten Ländereien; eine Menge zerstörter Städte und Dörfer wurden nicht wieder aufgebaut. Die Bewohner von Apulien gelangten endlich mit ihren Klagen an den Fuß des Thrones, und brachten den König Alphons dahin, daß er ihnen einige Stücke Landes zum Ackerbau überließ, und im Jahr 1457 war die Regierung noch einmahl genöthigt, die Ausdehnung des angebauten Landes zu bewilligen.

Der Einzug der fremden Herden in Apulien brachte der Regierung so großen Vortheil, daß Ferdinand, der Sohn von Alphons, weil er die dem Staate zugehörigen Weideplätze nicht hinreichend fand, noch viele Privatgüter hinzufügte.

Im Jahre 1474 belief sich die Anzahl der Schafe, welche die Abgabe bezahlten, auf eine Million und siebenmal hunderttausend. Seither ist sie glücklicher Weiße niemahls mehr so beträchtlich gewesen; denn wenn das

Tavoliere sich noch weiter ausgedehnt hätte, so wäre die ganze Gegend so einöde geworden, wie die Tataren*. Im Jahre 1536 flehte die Nation den Kaiser Carl V. um Freigebung des Ackerbaues an; die Pächter hingegen verlangten, die Fortschritte desselben noch mehr zu beschränken, und die Wünsche der Letztern wurden erhört. Die Hirten und die Ackerbauer fuhren fort, mit einander im Streit zu liegen; endlich, nachdem das Königreich einer Hungersnoth ausgesetzt gewesen war, erlaubte die Regierung im Jahre 1555 den Anbau von größern Theilen des Landes, die man noch im Jahre 1745 vermehrte. Gegenwärtig ernährt das Tavoliere zwölf Millionen Schafe, und die Staatseinkünfte von denselben belaufen sich auf 425,600 Ducaten.

Apulien ist nicht das einzige Land, wo das von der Regierung in Schutz genommene Hirtensystem die unglücklichen Bewohner der Ebenen bedrückt. Es geht eben so in Spanien zu, das von mehreren Tausenden von Thieren verwüstet wird. Diese unkluge Nachgiebigkeit der Regierung ist nur einer kleinen Anzahl von Particularen nützlich und besonders der Mesta, einer Gesellschaft von großen Landeigenthümern, die aus reichen Klöstern, spanischen Granden und begüterten Capitalisten besteht; die ihren Vortheil dabei finden, ihre Schafe das ganze Jahr hindurch auf Unkosten des Publicums zu ernähren, und denen durch unüberlegte Verordnungen ein Gebrauch bestätigt worden ist, der anfangs in ganz alten Zeiten durch die Nothwendigkeit eingeführt wurde, und weil er

* Zu dieser Verminderung trugen unstreitig die Kriege vieles bei, die gegen das Ende des XV. Jahrhunderts das Königreich Neapel verwüsteten. Nachdem Carl VIII. von Frankreich das ganze neapolitanische Gebiet mit leichter Mühe erobert und einen Theil seines Heeres darin zurückgelassen hatte, kehrte Ferdinand II. wieder in dasselbe zurück und bekämpfte die Franzosen mit abwechselndem Glück. In dem dürftigen Zustande, worin sich im Jahre 1496 beide Heere, das französische und das neapolitanische, befanden, war es für sie ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, sich des Viehzolles in Apulien zu versichern, der den wandernden Herden bezahlt wird. Nicht weniger als sechsmahl hunderttausend Schafe und zweihundert tausend Ochsen sollten im Monat Mai an dem Zollplatze vorbeikommen, und achtzig bis hunderttausend Ducaten bezahlen. Die Anführer der gegenseitigen Heere sahen beide gleich ein, daß, wenn sie durch Aufhalten der Herden einander verhinderten, den Zoll einzunehmen, sie die Hälfte des Königsreichs zu Grunde richten würden, weil das Vieh den Sommer in den Ebenen von Apulien vor Hunger umkommen müßte, und die Werden in den Bergen von Abruzzo keinen Nutzen brächten, wenn keine Herden ihr Gras verzehrten. Sie kamen also überein, daß derjenige von beiden, der das offene Fels besetzt habe, allein den Zoll beziehen solle, ohne daß der andere ihn beunruhigen oder die Herden aufhalten dürfte. Nach Unterzeichnung dieser Uebereinkunft dachte jede Partei nur darauf, sich in den Ebenen von Apulien zu verstärken. Nach mehreren Gefechten, durch welche nichts entschieden wurde, war der französische General Montpensier an den Ort gekommen, wo der Zoll eingenommen werden sollte, und die apulischen Hirten erschienen mit ihren Herden vor seinem Lager; allein Ferdinand verfolgte sie dort an der Spitze seiner leichten Reuterei, und da beide Anführer sich in offenem Felde befanden, so war es unmöglich, noch der vorhergemachten Uebereinkunft zu entscheiden, wem der Zoll gehören sollte. Bald verloren beide die Hoffnung, ihn zu bestehen, und gaben die Herde ihren Soldaten Preis; die Ochsen und Schafe des halben Königreichs, die sich beisammen unter ihren Händen befanden, wurden erwürgt; die Felder waren mit ihren Gerippen übersät, die man zum Verfaulen liegen ließ, indeß die Soldaten nur die Felle davon nahmen, die sie zu verkaufen hofften. Man sehe Sismondi Geschichte der italienischen Freistaaten, zwölfter Theil, S. 415-419. der deutschen Uebersetzung.

einträglich war, sich bald in ein Recht verwandelte. Als endlich dieser Mißbrauch als unerträglich erschien, war er schon tief eingewurzelt. Daraus ist seit mehr als einem Jahrhundert ein beständiger Kampf entstanden, zwischen der Gesellschaft der Mesta auf der einen Seite und den Estremenos auf der anderen Seite, d.h. den Bewohnern von Estremadura, einer Provinz, die am meisten von diesem Drucke zu leiden hatte, und deren Fürsprecher alle Freunde des öffentlichen Wohles waren. Auch enthält dieses unglückliche Estremadura, welches zwei Millionen Menschen ernähren könnte, kaum den vierten Theil davon.

Es ist wohl anerkannt, daß das, was vor tausend Jahren vortheilhaft war, heut zu Tage nicht mehr zuträglich ist. Das Hirtenleben kann nur bei herumziehenden und wenig gesitteten Völkern Statt finden, und der Ackerbau ist diesem ungewissen und dem Zufall unterworfenen Zustande vorzuziehen. Daher scheint es nicht in die Frage zu kommen, ob in Apulien Viehweiden oder angebaute Felder vorzüglicher seien. Indessen bringt die Zweideutigkeit der Thatsachen und der Ergebnisse, welche die Anhänger der einen oder der andern Meinung vorbringen, so viele Widersprüche hervor, das es schwer ist, die Wahrheit zu finden. Der Bewohner von Apulien möchte Ackerbau treiben, derjenige von Abruzzo will nichts als Weiden haben; die Einen behaupten, daß die Ebenen verödet würden, wenn die Herden sie nicht belebten, und daß dort alle Elemente der Bevölkerung durch Menschen entgegenstehen; die Andern geben dem Hirtensystem die Verödung des Landes Schuld. Der einzige vernünftige Ausweg scheint, daß man die Bewohner nach ihrem eignen Gutdünken verfahren und sie bloß ihren bessern Vortheil zu Rathe ziehen lasse, der am Ende zusammengenommen auch der Vortheil des Ganzen ist. Man schaffe alle Verbote ab; man verkaufe den bisherigen Pächtern alles vorhandene Land als Eigenthum in kleinen Abtheilungen; man bewillige den Eigenthümern einige Vergünstigungen, und man wird bald sehen, daß diese Leute das auswählen, was für sie und selbst für die Regierung am vortheilhaftesten ist. Sie werden diese kahlen Ebenen bevölkern, sie werden Bäume und Getraide darauf pflanzen, wenn der Boden dazu sich eignet, und nur auf denjenigen Stellen Herden weiden lassen, von denen sie keinen andern Vortheil ziehen können. Kurz, in wenigen Jahren könnte man im Stande sein, den Erfolg eines solchen Versuches zu würdigen, der unsrer Meinung nach in den schnellen Fortschritten

der Bevölkerung, in dem Gedeihen des Ackerbaues und des Handels der Regierung einen steigenden Zuwachs an Kräften, Reichthum und Macht gewähren müßte.

Heinrich Hirzel

OPINIONI SULL'ITALIA IN BASE A RELAZIONI DI VIAGGIO NUOVE E STRANIERE

**X. FRAMMENTI SULLA PUGLIA E NAPOLI
1823**

1. AVVENTURE DI VIAGGIO IN PUGLIA E SVENTURA NEI PRESSI DI BRINDISI

Spesso avevamo già sognato quanto sarebbe dovuto essere romantico intraprendere il nostro viaggio attraverso l'Italia alla scoperta della saggezza dei filosofi antichi, con il sacco sulle spalle e il bastone bianco in mano. Ancor più ci furono da esempio alcuni paesaggisti che avevano attraversato monti e valli, vagando per la Svizzera, l'Italia, soprattutto nei pressi di Roma e Napoli, e si erano fermati solo laddove la loro arte trovava soggetti degni di essere rappresentati; ma nessuno aveva ancora tentato il lungo viaggio attraverso le pianure della Puglia. Così secche, aride e smorte come sono, non presentano alcun soggetto per il pittore e nulla può risarcire la fatica e il pericolo al quale si è esposti nella calda stagione. Il viandante patisce la nebbia malsana la sera e il mattino e il sole cocente per tutto il giorno e, dopo una faticosa giornata di viaggio, trova un misero riparo nella capanna di un pastore oppure tra le quattro spoglie mura di una locanda. Una simile descrizione, non molto allettante, del paesaggio la fecero i nostri amici di Brindisi per dissuaderci a ogni costo dal nostro imprudente progetto. Il mio compagno di viaggio non si lascia persuadere dall'impossibilità di realizzare una simile impresa; egli vuole conoscerne da solo gli svantaggi e i vantaggi ed è deciso a tentare un'escursione a Lecce, il capoluogo della provincia; dovesse riuscire in tale viaggio, andremo insieme a piedi a Napoli e a Roma, e Dio sa dove.

Egli è partito per il suo avventuroso viaggio con gli abiti più modesti, con il sacco sulla spalla, la sciabola al fianco, un testo di Orazio in tasca, oltre che all'indispensabile taccuino e alla matita. Con impazienza aspetto l'esito di questa temeraria impresa.

Per noia, per il desiderio di distrarmi durante l'assenza del mio amico e, allo stesso tempo, per dimostrare il mio riconoscimento ai miei amici di Brindisi per la loro buona accoglienza, ho commesso un'imprudenza di altra natura. Mi era venuta in mente l'idea di procurare alle donne di nostra conoscenza il piacere di una notte di musica, attraversando la città, accompagnato da una schiera di musicisti. Questa usanza, di solito conosciuta ovunque in Italia, non era molto diffusa a Brindisi, senza dubbio a causa della malsana aria notturna. Tra l'altro, non comunicai a nessuno questa mia intenzione e a mezzanotte in punto mi trovai sotto la finestra delle mie belle. Nella città regnava la più profonda quiete,

tutti dormivano o avrebbero dovuto dormire. La prima arcata della mia orchestra creò una bella atmosfera: i fagotti, i clarinetti, i corni, il tamburino rafforzarono l'armonia, e l'incantevole eco delle ultime battute della nostra sinfonia risuonò prontamente. Si svegliano; le finestre e le persiane si aprono a metà; si accendono le luci e illuminano le grazie che, nella modesta camicia da notte, divengono ancora più attraenti. Ci provo allora con una di quelle melodiche canzoncine marinaresche che un tempo mi erano state insegnate da queste signore. Mi battono le mani, da tutte le parti lanciano fasci di fiori per ringraziarmi di questo sorprendente omaggio. Vado avanti e ripeto la stessa serenata davanti alle finestre di tutte le nostre conoscenti; quasi tutta la notte trascorre con questa piacevole attività, e mi accorgo della sconsideratezza che avevo commesso solo quando, ritornando a casa, intirizzito dalla gelida umidità, avvertii un brivido, che era l'annuncio di una violenta febbre. La crisi fu davvero così grave che al mattino seguente non riuscii ad alzarmi. Ero stato invitato a colazione dai miei amici; uno di essi accorre e mi trova in uno stato pietoso. L'allegra cerchia dei miei conoscenti diviene perciò inquieta, e mi fa visita: le donne mi mandano delle bende per fasciarmi la testa, dovendo essere questo un rimedio di provata efficacia contro la febbre, ritenuto però insufficiente dal medico. I miei amici mi dimostrano la loro premura e attenzione in tutti i modi possibili e uno di essi non abbandona il mio letto.

La sfortuna non viene mai sola. Il governatore di Brindisi mi fa recapitare una lettera in cui viene informato che il mio compagno di viaggio è stato trovato ammalato, senza bussola e incapace di continuare il proprio viaggio, in una capanna di pastori, sulla parte opposta della strada per Lecce e che, provvisoriamente, è stato portato nella casa di un guardiano costiero. Vi era urgente bisogno di andarlo a prendere; uno dei miei amici si assume l'incarico e, in mancanza di un carro – che non poteva essere procurato così velocemente – manda sul posto un corriere con un cavallo.

Questa spiacevole notizia peggiorò la mia febbre e, solo dopo un mese, fui di nuovo accanto al mio ritrovato compagno di viaggio, fuori da ogni pericolo. Qui riporto il suo diario, una descrizione delle difficoltà che ha dovuto affrontare.

“Il 6 settembre il domestico mi svegliò all'alba; non avendo voglia di partire, riposai ancora un po'; alla fine mi tirai su a fatica, ricordai i miei propositi, mi

vestii e mi congedai dal mio compagno di viaggio. Partii e volevo sul serio andare a Lecce; ma, uscendo dalla città, mi trovai sulla strada per Barletta. Dedussi che il mio destino voleva che non andassi a Lecce, e seguii il suo consiglio. Le prime miglia sono abbastanza semplici da percorrere; mi affretto ad andare avanti; ma il sole inizia a bruciare, la campagna è senza alberi e mi trovo su ampie pianure disabitate; desidero bere e non trovo alcun ruscelletto; i piedi iniziano a farmi male; il sacco inizia a pesare; ho mal di stomaco; il dolore aumenta, ho la testa completamente in fiamme: oh, quanto mi farebbe bene un sorso d'acqua! ... Laggiù, sulla strada, ci sono delle case bianche, di certo lì troverò ristoro: mi metto, quindi, velocemente in cammino!

La porta è sbarrata da delle capre che dormono; un'aia, più avanti, è piena delle stesse. Tuttavia mi introduco all'interno e anche i cani dormono tranquillamente in mezzo al gregge. Laggiù si muove qualcosa; è un povero pastore che vive tra queste mura. Lo pregai di darmi dell'acqua, egli chiamò sua moglie e mi mandò con lei a un pozzo, dal quale, con una brocca mezza rotta, attinse un po' di acqua fresca, che sorseggiai con gusto. Mi congedo e, andando via, tento di mangiare un po' di pane; ma provo ribrezzo. ... Dunque, avanti!

Cammino ancora per alcune miglia, e non riesco più a reggermi in piedi per la stanchezza e per il gran caldo. Vedo un albero di fichi in mezzo alla landa e mi avvicino; i fichi non sono maturi, ma freschi; ne mangio un paio e faccio per stendermi tra le fratte all'ombra ... Un lungo serpente nero sibila tra le foglie verdi; perciò sono costretto a proseguire.

Ancora un paio di miglia; mi sento male per la sete. Entro in una casa e bevo avidamente, l'acqua fresca mi rimette di nuovo in sesto. Invano cerco di mangiare; così voglio dormire all'ombra di quel muro. Mi ero appena addormentato che mi svegliarono degli indiscreti pastori con domande stupide. Prendo coraggio e cammino sino alle undici circa. Una vecchia stalla, che offre ancora dimora solo alle greggi, sarà il luogo dove riposerò durante la calura meridiana. Ancora una volta cerco invano di mangiare del pane; riesco a inghiottire a fatica solo alcuni fichi. Mi nascondo sotto una fresca volta e dormo sulla lettiera, con il mio sacco sotto alla testa.

Sono passate quattro ore; carico di nuovo il mio fagotto e m'incammino. Vago con lo sguardo nell'aperta e spoglia landa e non scorgo nemmeno una casa: ecco, sono queste le maledette pianure pugliesi.

Cammino e torno ogni momento a sedermi; riesco a malapena a mantenermi in piedi e grondo di sudore. Intanto il cielo si copre di nubi che si ammucciano, l'aria si rinfresca. Riposo ancora una volta; solo che alcune pesanti gocce di pioggia preannunciano un temporale; non vedo alcun paese e soltanto un'unica casa bianca, che è molto lontana, ma non c'è nessun'altro rifugio. Avanti! Coraggio! I lampi lacerano già le nuvole, il tuono rimbomba minacciosamente, la pioggia aumenta; finalmente raggiungo la casa.

In casa ci sono solo donne; mi hanno osservato dalla grondaia. Provo a salire perché non riusciamo a capirci; le scale sono sbarrate con fascine di sterpi, finalmente giungo nella camera. Dietro pagamento chiedo riparo durante il temporale. Vengono chiamati gli uomini; dico loro chi sono e gli illustro la mia imbarazzante situazione nel modo più chiaro possibile; per tranquillizzarli, consegno la mia sciabola, e si acconsente a che io sia accolto. Così siedo vicino a un grande fuoco, dove mi asciugo e mi riscaldo, poiché il gelo oramai mi è penetrato nelle ossa. Tutti i domestici mi stanno intorno; mi fanno delle domande e mi interrogano; mostro tutti i miei documenti, li girano e li rigirano, riconoscono il sigillo del Re di Napoli; i volti si rasserenano, l'agitazione sembra sparire. Mi viene offerta una cena; ma voglio prepararla da solo. Chiedo una ciotola e taglio una grossa fetta di pane che, a mio avviso, basta a stento a placare la mia fame, un po' d'olio, sale e acqua bollente: ecco pronta la mia minestra. Nel frattempo ammirano le mie posate d'argento, il mio coltello, mi fanno mille domande e le mie risposte suscitano grandi risate tra la compagnia. Avevo appena ingoiato un paio di bocconi, ma ero già sazio e non riuscivo più a mantenere diritta la testa, che era pesante per il sonno e la fatica. La notte era calata e mi condussero in un fienile, dove dormivano gli uomini. Con ospitale accuratezza mi prepararono un letto di cappotti, mi coprirono per bene e io dormii sino al mattino seguente.

7 settembre. Era ormai giorno; tutti gli uomini erano in piedi, mi scossero una spalla per svegliarmi e, non appena aprì gli occhi, un nuovo arrivato iniziò a interrogarmi. Non mi voltai però in modo gentile e mi ristesì in pace. Mi lasciarono dormire ancora un altro po'. Al mio risveglio tutti gli abitanti della casa

erano raccolti attorno a me e chiacchieravano così scioltamente che mi dovetti alzare: non era più pensabile starsene in pace. Lo stesso uomo, che riconobbi essere un soldato, mi offrì il suo servizio, poiché si accorse della mia spossatezza; disse che si era preso la libertà di fumare le mie belle pipe, e gli risposi che aveva fatto bene: mi offrì il suo tabacco; solo che non ebbi neppure il coraggio di fumare. Mi chiese il passaporto, inforcò gli occhiali e gli servì un buon quarto d'ora per leggerlo. Il passaporto è stato emesso a Corfù, disse finalmente, per il padrone della nave, per un certo pittore Castellan, e per Voi. Che cosa ne è stato dei Vostri compagni di viaggio? Perché siete qui da solo? Dov'è il Vostro passaporto del governatore di Brindisi? Non sapevo, risposi, che avrei avuto bisogno di un passaporto da questo signore, e perciò non me ne ero procurato uno; fu proprio questa la risposta che diedi. L'invalido ribatté: con il Vostro vecchio passaporto non potete viaggiare per il paese, dovete scrivere al governatore di Brindisi per farvene procurare un altro. Nel frattempo, aggiunse, potete venire nella mia torre; lì troverete un comodo letto. Siete così stanco che non potete continuare il vostro viaggio a piedi; dovete riposare, mangiare buoni frutti e bere buon vino. Con piacere voglio fare per Voi quello che posso; poiché la mia partecipazione alla Vostra situazione è sincera. Sono stato a Marsiglia e Tolone, e amo i francesi. Vogliamo impacchettare le Vostre cose e partire; la mia abitazione non è lontana da qui.

Presi i miei pochi bagagli, e lui si caricò la mia sciabola, che osservava con un che di ammirazione. Volevo pagare il mio giaciglio per la notte, ma lui non lo permise e andammo via. Dovemmo camminare solo una mezzora per raggiungere la sua torre. Entrammo nel suo giardino, mi invitò a sedere, scelse un'anguria matura, la tagliò, e ne mangiai la metà con gusto. Non sapevo ancora cosa intendesse quando parlava della sua torre. Alcuni alberi, che erano su di una collina, me ne impedivano la vista; finalmente arriviamo, ed effettivamente scorgo una grande vecchia torre, costruita con pietre squadrate, con feritoie in cima. Essa poggia su un basamento di forma quadrata; la porta si trova in alto, a circa venticinque piedi da terra; una scala di pietra, staccata dal muro, conduce alla stessa attraverso un ponte levatoio. All'interno si trovano fucili e in cima vi è un cannone. Le onde del mare sbattono contro i piedi della torre che è situata nell'angolo di un'insenatura dove le navi sono al riparo da ogni assalto.

Le coste del Mar Adriatico e Ionio sono costellate da simili torri. Molti di questi edifici sono antichi, altri sono stati costruiti per la difesa contro le aggressioni dei turchi e dei barbari, che piuttosto spesso hanno minacciato queste coste. Qui i soldati trovano rifugio e perfino gli abitanti del paese vi trovano armi per la loro difesa. Le torri sono piuttosto vicine tra loro e alla vista di una nave nemica viene sparato un cannone dopo l'altro sull'intero tratto. Dappertutto le truppe afferrano le proprie armi e sono pronte a recarsi presso la zona minacciata.

Si narrano esempi di virtù e prontezza di spirito che fanno onore a questi guardiani costieri: uno di essi si oppose in un modo molto ingegnoso. Dopo aver consumato quasi tutta la sua polvere da sparo, vedendosi sempre più serrato dai nemici e sul punto di dover soccombere al loro grande numero, gli venne in mente l'idea di scagliargli contro delle arnie, che erano sulla cima della torre. Questo esercito alato, che gli assediati non si aspettavano, e dal quale furono attaccati e ricoperti in un attimo, li spaventò talmente tanto e gli provocò un così forte dolore che furono costretti a interrompere l'assedio e, per liberarsi dai nemici, si gettarono in mare, dove il guardiano costiero poté facilmente puntare su di loro e ucciderne una gran quantità, prima che questi raggiungessero le proprie navi.

Appena mi fecero entrare nella torre, dove mi sentivo molto a mio agio, sperai di riprendermi dalla mia spossatezza e poi continuare il mio viaggio. Il guardiano costiero mi persuase a scrivere al governatore di Brindisi per richiedere un altro passaporto, che mi era indispensabile; scrisse persino lui stesso. Il corriere partì, mi stesi e dormii quasi per tutta la sera, la notte e il mattino seguente sino alle tre circa.

8 settembre. Il guardiano costiero mi consegnò una lettera e mi presentò un brindisino, che voleva venirmi a prendere e portò con sé un buon cavallo. La lettera, che ricevetti, testimoniava la grande preoccupazione per le mie condizioni di salute e per quelle del mio compagno di viaggio, che aveva anche lui la febbre, e m'invitava a tornare immediatamente.

Come ringraziamento per il vitto, al mio albergatore lasciai la sciabola, che aveva ammirato così tanto; egli riuscì a stento a comprendere una simile generosità e mi chiese una credenziale che gliene assicurasse la proprietà e dimostrasse che gliela avessi realmente regalata io. Mi abbracciò con le lacrime

agli occhi. Sono quindi sicuro, disse, di avere un amico al mondo. Signor Stanislaus, non si scordi di me! Glielo promisi ancora una volta e mi misi in cammino.

Cavalcammo sino al tramonto e, poiché iniziai ad avvertire il freddo, domandai alla mia guida dove avremmo potuto trovare una casa per trascorrere la notte. Mi condusse in una piccola fattoria, dove già una volta avevo trovato ristoro; mi riconobbero e mi accolsero. Mi coricai, ma passai una notte terribile. Con impazienza aspettai che il sole riscaldasse a sufficienza per poter proseguire il mio viaggio per Brindisi, dove approdai il giorno seguente.”

2. IL CAMPO DI BATTAGLIA DI CANNE E IL TAVOLIERE DELLA PUGLIA

La località in cui la fierezza del popolo romano fu umiliato nel più terribile dei modi si chiama ancora oggi *campo di sangue*! Non vogliamo provare a indovinare la posizione dell'armata, né dedurre le cause della sconfitta romana dalla configurazione del terreno; nell'osservare la località, che a parte il nome non ha niente di eccezionale, ci chiediamo solamente perché la musa della storia preferisca soffermarsi sulle brillanti descrizioni di sanguinose gesta e violenti cambiamenti, piuttosto che sulla tranquilla contemplazione delle virtù e delle coste pacifiche, proprio come Dante, nella sua opera, racconta dell'inferno con versi aulici che, paragonati con quelli che rappresentano la permanenza dei beati, appaiono deboli e incolori. Per fare effetto sulle persone si devono quindi includere passioni violente e azioni spietate: si deve indurre angoscia, pericolo, spavento per agitarli, e loro saranno sempre inclini ad abbandonare la rappresentazione di una commedia pastorale e preferire la tragedia. Tuttavia sembra che ciò che è stato rappresentato in passato nella pianura di Canne, abbia tramutato per sempre questo posto in un deserto ricoperto di tombe. L'intera area è vuota; città e paesi sono scarsamente popolati; macerie si innalzano qua e là. Quelle città comprendevano in passato una numerosa popolazione, che non esiste più. Il paese era ricoperto di alberi, giardini e terreni coltivati; ora è spoglio, infruttuoso e si trovano ancora soltanto dei magri pascoli, sui quali si aggirano animali con le rozze persone che li conducono; hanno paura persino i viaggiatori, i quali si riuniscono in comitive armate. Alla nostra partenza da Barletta fummo accompagnati, cosa che finora non ci era mai capitata, da più carri che dovevano viaggiare insieme al nostro sino all'entrata nella provincia di Lucera.

Dopo aver lasciato il Mar Atlantico [sic!] alla nostra destra, per non rivederlo mai più, passammo attraverso un ponte sull'Ofanto, l'antico *Aufidus* che, il giorno della sventura di Canne, ha trascinato via con sé così tanti cadaveri. Esso nasce nella provincia di Matera, nella zona di Torella. Poco considerevole nel suo lungo corso, è però ingrossato in modo spropositato dalla pioggia, cosicché allaga il paese, soprattutto verso la sua foce. In passato era navigabile sino a Canosa, una famosa città commerciale ai tempi di Strabone.

Al di là del fiume entrammo in una sconfinata landa, dove l'occhio, lontano quanto basta, non riesce a scorgere nemmeno un albero. Non avevamo altro passatempo se non le colonne di greggi, che sono sparse in modo smisurato su questa infeconda terra. Dal mattino alla sera l'aria riecheggiava dell'abbaiare dei cani, delle urla dei pastori e dei suoni dei corni che, tutti insieme, chiamavano e radunavano le greggi attorno ai loro pastori.

Si arriva attraverso alcuni borghi e paesi disagiati, come San Cascano, Latomba, Cirignola, e in quest'ultimo paese troviamo un triste pranzo. Tra Cirignola e La Stornara si attraversano entrambi i sentieri del *Tratturo delle pecore* che da Foggia, il capoluogo di provincia, conducono uno ad Ascoli e l'altro a Canosa. Arrivammo molto tardi a Ortona, una locanda circondata da alcune capanne, dove, come giaciglio, ci poterono procurare solo dei giunchi. Poiché fummo avvertiti in anticipo della totale carenza di tutti i beni primari, avevamo portato con noi dei viveri che ci sarebbe stato impossibile procurare in quel luogo.

Ora è il momento di parlare del *Tavoliere della Puglia*, che abbiamo largamente attraversato. Si chiama così quella regione tra il Mar Adriatico e gli Appennini; si estende da Civitavecchia sino ad Andria, in settanta miglia di lunghezza e trenta in larghezza. Questa pianura immensa è un unico pascolo visitato da un popolo nomade, che ogni volta ne utilizza ogni sua parte. Essa potrebbe quindi nutrire un numero maggiore di contadini, più di quanto non riescano a sfamare gli animali, se il governo – nonostante le assidue lamentele dei sostenitori dell'agricoltura – non agevolasse i pastori mantenendo il predominio e ricavandone così un più sicuro profitto.

L'idea incantevole che ci si fa di un popolo di pastori e i quadri, che troviamo negli idilli di un Teocrito, di un Virgilio e di un Geßner, dovrebbero darci solo un'immagine errata dello stato dei vecchi e nuovi popoli che erano pastori, o che lo sono tuttora. Sembra impossibile che quell'ideale possa essere realizzato e una nazione possa conciliare la condizione nomade con i vantaggi della civiltà. Lo dimostrano la Puglia in Italia e Estremadura in Spagna, zone che sono così tanto abbandonate e desolate quanto poveri e tristi sono i loro abitanti, perché si vuole mantenere nelle stesse una condizione che è in contrasto con tutti gli ordini sociali, in cui il governo trova un guadagno temporaneo che non lascia emergere la vera fonte della sua ricchezza, ossia una numerosa popolazione.

I difensori del sistema pastorale obiettano che esso sia molto antico e che risalga all'epoca romana. Bisogna ammetterlo; solo che è la conseguenza dello spopolamento causato dalla guerra; quando un paese è messo a terra, le città sono distrutte e gli abitanti sono espropriati dalle loro abitazioni, così questo sfortunato e desolato paese può, in effetti, offrire come dimora soltanto rifugi temporanei; solo quando le tracce dell'avversità del passato saranno cancellate, allora si popolerà di nuovo. Gli stessi pastori si stabiliscono nelle case non appena vengono incoraggiati; erigono abitazioni resistenti, costruiscono il paese e iniziano a godere nuovamente di tutti i benefici della civiltà.

Tuttavia, le regioni montuose dell'Abruzzo, che in estate offrono pregevoli pascoli, e le pianure della Puglia, la cui temperatura in inverno è molto mite, dovettero favorire l'allargamento dei pascoli, perché potevano trasferirsi da un posto all'altro a seconda del periodo dell'anno. Varro è il più antico scrittore che nomina questa consuetudine e, ai suoi tempi, il passaggio del bestiame dal Sannio, in Puglia, era sottoposto a un'imposta alla Repubblica e ai doganieri che abitavano a Sepino e Bojano; questi avevano il diritto di sottrarre il bestiame a coloro che si affrancavano da tale dazio.

Con l'invasione delle popolazioni barbariche, le quali abbattono l'egemonia romana in Italia e suddivisero queste province in piccoli principati, la transumanza delle greggi fu senza alcun dubbio interrotta; solo quando i principi normanni presero l'intero territorio sotto il proprio controllo e unirono così le pianure della Puglia ai possedimenti regali, gli abitanti dell'Abruzzo e della marca di Ancona ripresero l'abitudine di condurre lì in inverno le proprie greggi.

Re Ruggero eliminò alcuni abusi e interruppe l'usura dei funzionari che andava al di là dei pascoli pubblici. Nel 1254 questi pascoli fruttarono al tesoro pubblico 5.200 once oppure 62.400 franchi. Dagli archivi si legge che nel 1327 venne pagata la mera tassa d'ingresso di due fiorini d'oro per l'entrata nel regno di cento pecore forestiere. Re Ladislao, che vendette tutto, cedette anche la maggior parte dei beni statali alla Puglia, e nel 1411 impose un dazio su tutte le greggi pascolanti nelle diverse province, a eccezione della Calabria. Tale imposta ammontava a venti ducati per cento buoi e a due ducati per altrettante pecore. Il popolo sopportò mal volentieri questa onerosa tassa e nel 1443 ne ottenne l'abolizione; solo nell'anno successivo Alfonso I si occupò dell'organizzazione del

sistema pastorale; egli aumentò l'ampiezza dei pascoli appartenenti allo stato; si arrogò persino il diritto di annettere, momentaneamente, quelli che appartenevano a baroni, alla chiesa e a diversi Particolari, quando la confluenza dei pascoli forestieri divenne più numerosa rispetto a quelli usuali e i tratturi regali non erano sufficienti. Alla fine costituì il cosiddetto *Tavoliere della Puglia* e lo suddivise in *Locazioni* generali e particolari. Ogni locazione venne suddivisa a sua volta in un certo numero di *poste stabili*, un tipo di recinti, chiamati anche *siti* oppure *ovili*, con i relativi tratturi in *terra salda*, cioè un terreno che non è mai stato coltivato, la cui erba è particolarmente pregiata. Vi si mette intorno un recinto di *Ferole*, una pianta simile al finocchio, poiché in queste lande desolate non c'è nemmeno un arbusto. Si copre il terreno con uno strato asciutto di sterco di pecora, che è disteso in modo così compatto da formare un pavimento massiccio e arido. Le greggi non hanno nessun'altra stalla, neanche durante la notte, quando fa freddo e piove. Ne consegue che durante gli inverni rigidi sono soprattutto i montoni a perire; le pecore perdono il loro latte e i loro agnelli, questo però accade di rado. Inoltre, tra la Puglia e le montagne si sono mantenuti alcuni pascoli autunnali, chiamati *riposi*, perché gli animali si possano riprodurre e riposare, finché non vengono divisi nei pascoli invernali.

Alfonso fece costruire anche tre ampi sentieri per facilitare il passaggio delle greggi forestiere. Questi sono chiamati *Tratturi*. In origine sottraevano molto spazio all'agricoltura ovunque passassero, poiché le greggi dovevano trovare il loro cibo durante il viaggio. Da allora essi furono ridotti a un'ampiezza di sessanta passi napoletani o circa trecento piedi. Alfonso introdusse più mansioni, tra le quali il posto di custode della dogana, che doveva viaggiare per tutto il Tavoliere e fissare i periodi dei mercati. Alla fine concesse agli acquirenti forestieri molte agevolazioni e vantaggi. Le imposte, che il governo riscuoteva dalla pastorizia, erano molto considerevoli. Per cento montoni si pagavano otto talleri veneziani, per cento vacche o cavalle cinque o venti talleri. Questa imposta era pagata in maggio, quando le greggi partivano dalla pianura pugliese e il mercato a Foggia era terminato. Questo mercato attraeva acquirenti dall'Umbria, dalla Romagna e persino dalla Toscana, che acquistavano qui gli ovini. Solo che la mancanza di ordine e sicurezza nel paese era così grande che i compratori, per

recarvisi, avevano bisogno di una copertura e della protezione speciale da parte del governo.

Nel frattempo, i pascoli divorarono i terreni migliori; molte città e villaggi distrutti non furono ricostruiti. Gli abitanti della Puglia giunsero, alla fine, con la loro protesta ai piedi del trono, inducendo Re Alfonso a lasciar loro alcuni pezzi di terreno per l'agricoltura, e nel 1457 il governo fu di nuovo costretto ad autorizzare l'espansione del terreno coltivato.

L'ingresso delle greggi forestiere in Puglia portò un vantaggio così grande al governo che Ferdinando, il figlio di Alfonso, non ritenendo sufficienti i pascoli appartenenti allo stato, aggiunse anche numerose fattorie private.

Nel 1474, il numero delle pecore soggette a imposta ammontava a un milione e settecentomila. Da allora, fortunatamente, non è mai stato più così tanto considerevole; infatti, se il Tavoliere si fosse ampliato ancora, a quel punto l'intero paesaggio sarebbe diventato così desolato, come quello dei Tartari.* Nel 1536 la nazione scongiurò l'imperatore Carlo V di liberalizzare l'agricoltura; i mezzadri, al contrario, pretendevano di limitarne ancora di più i progressi, e i desideri degli ultimi furono esauditi. I pastori e gli agricoltori andarono via,

* Senza dubbio, a tale diminuzione contribuirono in maniera considerevole le guerre che, verso la fine del XV secolo, devastarono il Regno di Napoli. Dopo che Carlo VIII di Francia conquistò con poco sforzo l'intero territorio napoletano e averci lasciato una parte del suo esercito, Ferdinando II vi tornò di nuovo e combatté contro i francesi con alterna fortuna. Nell'infruttuosa situazione, in cui entrambi gli eserciti, quello francese e quello napoletano, si trovarono nel 1496 fu per loro di grande importanza assicurarsi il dazio sul bestiame in Puglia, che veniva pagato dalle greggi transumanti. Non meno di seicentomila pecore e duecentomila buoi attraversavano la dogana in maggio e dovevano pagare dagli ottanta ai centomila ducati. I capitani dei rispettivi eserciti ammisero entrambi che, se avessero impedito di incassare il dazio non facendo più passare le greggi, avrebbero causato la rovina della metà del regno, poiché il bestiame, durante l'estate sulle pianure della Puglia, sarebbe morto per la fame e i pascoli non avrebbero portato giovamento alle montagne dell'Abruzzo, se nessun gregge avesse mangiato della sua erba. Quindi, si accordarono entrambi sul fatto che il possessore del terreno pubblico avrebbe dovuto riscuotere da solo il dazio, senza che l'altro lo minacciasse o non consentisse il passaggio delle greggi. Dopo la sottoscrizione di questo accordo ogni partito pensò solo a rafforzare il proprio potere nelle pianure pugliesi. Dopo diversi combattimenti, che non portarono a nulla, il generale francese Montpensier era giunto sul posto in cui si sarebbe dovuto incassare il dazio e i pastori pugliesi si presentarono con le proprie greggi al campo; solo Ferdinando li seguì alla guida della sua cavalleria leggera e, poiché entrambi i capitani si trovavano su terreno pubblico, fu impossibile decidere, dopo il preventivo accordo, a chi sarebbe dovuta appartenere la dogana. Ben presto, entrambi persero la speranza di acquistarlo e le greggi furono sacrificate ai soldati; i buoi e le capre di mezzo regno, che erano tutte nelle loro mani, furono ammazzate; i campi erano coperti con i loro cadaveri, lasciati a marcire, mentre i soldati ne prendevano solo le pellicce, che speravano di vendere. Si veda Sismondi, *Geschichte der italienischen Freistaaten*, volume dodicesimo, p. 415-419, della traduzione tedesca.

litigando tra loro; dopo che il regno fu colpito da una carestia, il governo permise finalmente nel 1555 la coltivazione di grandi pezzi di terreno, che vennero ampliati maggiormente nel 1745. Oggigiorno il Tavoliere sfama dodici milioni di pecore e le entrate dello stato inerenti allo stesso ammontano a 425.600 ducati.

La Puglia non è l'unico paese in cui il sistema pastorale preso in custodia dal governo opprime gli sfortunati abitanti delle pianure. Lo stesso avviene in Spagna, che è devastata da parecchie migliaia di animali. Questa sconsiderata accondiscendenza del governo è solo una piccola quantità dei particolari proficui soprattutto per la Mesta, un'associazione di grandi proprietari terrieri, composta da ricchi conventi, da Grandi spagnoli e capitalisti benestanti; questi traggono vantaggio nello sfamare le proprie pecore tutto l'anno ai costi del Publicum, e attraverso ordinanze azzardate gli è stata confermata un'usanza che, all'inizio, in tempi molto antichi, era stata introdotta per necessità ma, essendo redditizia, si tramutò presto in legge. Quando infine questo abuso si rivelò insopportabile, era ormai profondamente consolidato. Da ciò, da oltre un secolo, è sorta un'assidua lotta tra l'associazione della Mesta, da un lato, e gli Estremadurani dall'altro, ossia gli abitanti di Estremadura, una provincia che più delle altre pativa questa pressione e i cui intercessori erano tutti difensori del benessere pubblico. Anche la sfortunata Estremadura, che potrebbe sfamare due milioni di persone, non ne conta un quarto.

È

risaputo che ciò che cent'anni fa era vantaggioso, oggigiorno non è più conveniente. La vita pastorale può essere condotta solo da popolazioni nomadi e poco civili e l'agricoltura è preferita a questa condizione incerta e soggetta al caso. Perciò pare non si tenga conto se in Puglia i pascoli o i campi coltivati siano più pregiati. Intanto, l'ambiguità dei fatti e dei risultati, che i sostenitori di un'idea o dell'altra portano avanti, crea così tante contraddizioni che è difficile trovare la verità. L'abitante pugliese vorrebbe praticare l'agricoltura, quello abruzzese non desidera che pascoli; gli uni affermano che le pianure diverrebbero desolate se le greggi non le animassero e che lì tutti gli elementi sono avversi all'insediamento; gli altri imputano lo spopolamento del paese al sistema pastorale. L'unico espediente ragionevole per gli abitanti sembra essere agire secondo il proprio arbitrio e perseguire solo il loro migliore vantaggio che, alla fine, è anche il vantaggio della collettività. Si aboliscano tutti i divieti; si venda come proprietà ai

coloni uscenti tutto il terreno disponibile, in piccole sezioni; si concedano delle agevolazioni ai proprietari e, ben presto, si vedrà che queste persone scelgono ciò che è più vantaggioso per loro e per lo stesso governo. Popoleranno queste brulle pianure, ci planteranno alberi e granaglie quando il terreno sarà adatto, e lasceranno pascolare le greggi solo su quelle zone da cui non possono trarre altro vantaggio. Ben presto, in pochi anni, si potrebbe essere in grado di apprezzare il successo di un simile esperimento che, secondo la nostra opinione, dovrebbe portare a un crescente aumento di forza, ricchezza e potere grazie ai veloci progressi della popolazione, alla prosperità dell'agricoltura e dei commerci del governo.

INHALTSÜBERSICHT / SOMMARIO

X. Fragmente über Apulien und Neapel	1
1. Reiseabenteuer in Apulien und Mißgeschick zu Brindisi.....	1
2. Das Schlachtfeld von Cannä, und das Tavoliere della Puglia.....	9
X. Frammenti sulla Puglia e Napoli.....	17
1. Avventure di viaggio in Puglia e sventura nei pressi di Brindisi.....	18
2. Il campo di battaglia di Canne e il Tavoliere della Puglia	25

VIAGGIATORI DELLE PUGLIE

Collana digitale realizzata nell'ambito del progetto **“Identità e memoria della Puglia: linguaggi, territori e culture. Edizioni digitali odepatiche: viaggiatori italiani ed europei nella Puglia dal Medioevo al XX secolo”**, progetto promosso dal **Dipartimento di Lingue e Letterature Straniere dell’Università del Salento** con il contributo della **Fondazione Cassa di Risparmio di Puglia** e in collaborazione col **CISVA**.